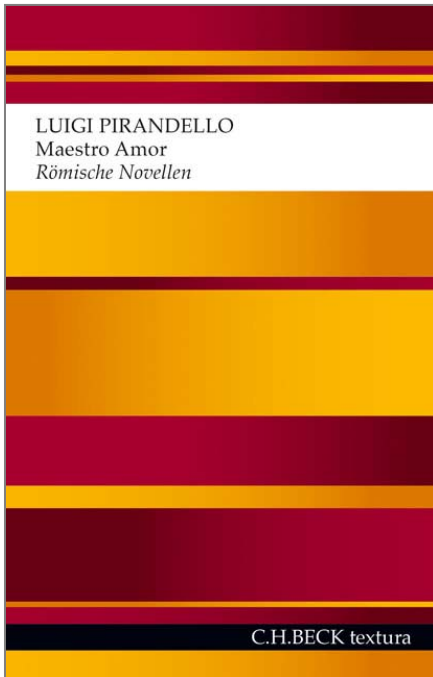


Unverkäufliche Leseprobe



Luigi Pirandello
Maestro Amor
Römische Novellen

160 S.: Klappenbroschur
ISBN 978-3-406-69861-3

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16572661>

Luigi Pirandello

MAESTRO AMOR

Römische Novellen

*Ausgewählt und übersetzt
von Martin Hallmannsecker*

*Mit einem Nachwort
von Maike Albath*

C.H.BECK textura

Die Reihe *textura* wurde vom Verlag Langewiesche-Brandt (Ebenhausen bei München) begründet und wird seit dem Jahr 2010 vom Verlag C.H.Beck fortgeführt.

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2016

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 69861 3

www.chbeck.de

INHALT

Auf den Leim gegangen	7
Musik von gestern	13
Stefano Giogli eins und zwei	31
Maestro Amor	43
Ein einsamer Mann	59
Das nackte Leben	71
Wer war's?	93
Leicht berührt	101
Oben und unten	116
Fliegen	127
Anmerkungen	143
Nachwort <i>von Maike Albath</i>	144
Bibliografische Nachweise	160

AUF DEN LEIM GEGANGEN

Luca Pelletta hätte Santi Currao am Bahnhof in Rom nicht wiedererkannt, wäre dieser nicht unter beständigem Rufen auf ihn zugekommen:

«Pelletta! Mein lieber Pelletta!»

Noch ganz benommen von der Reise schaute er ihn inmitten des schwindelerregenden Gedränges und Durcheinanders der anderen Fahrgäste eine Weile verblüfft an:

«Oh, Santi, du? Wie kommt's, dass du so ...»

«So was?»

«*Quantum mutatus ab illo!*»

«*Abillo*, hör schon auf! Die Jahre, mein lieber Pelletta!»

Die Jahre, natürlich, aber auch ... Luca musterte ihn im Licht der elektrischen Beleuchtung. Die Jahre? Und diese Kleidung? Ein großer Maestro in einem solchen Hemd, in einem solchen Jackett, solchen Hosen und solchen Schuhen? Kurz, im Elend? Und dieser ungepflegte, gräuliche Bart, der auf den Wangen stärker als am Kinn wuchs? und dieses blasse, dickliche Gesicht? diese wässrigen, geschwollenen Augen? Und wie? War er etwa auch kleiner geworden?

Unter den befremdeten Blicken von Luca Pelletta weiteten sich Curraos Lippen zu einem stummen Grinsen:

«Du bist reich, mein lieber Pelletta, dir kann die Zeit nichts anhaben. Gehen wir, gehen wir! Aber versprich mir: kein Wort über das Nest, in dem ich und du das Unglück hatten geboren zu werden. Wer lebt, der lebt, wer tot ist, ist tot: davon will ich

nichts wissen. Wir brauchen keinen Wagen zu nehmen: ich wohne gleich am Ende der Straße. Gib mir den Koffer oder die Kiste.»

«Nein, danke: die trage ich schon selbst; sie sind nicht schwer.»

«Lässt du dein Gepäck am Bahnhof aufbewahren?»

«Welches Gepäck?», sagte Luca Pelletta. «Ich habe sonst nichts dabei: nur Bücher und Wäsche.»

«Dann bleibst du also nicht lange?»

«Doch, warum? Vielleicht bleibe ich für immer.»

«So ganz mit leeren Händen?»

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

«Und deine Frau?», wagte Luca schließlich zu fragen. Currao senkte den Kopf und murmelte:

«Ich bin alleine.»

«Ist sie nicht mehr in Rom?»

«Doch, mein lieber Pelletta. Das erzähl ich dir zu Hause. Jetzt lass uns über dich sprechen. Aber nur das Wichtigste. Warum bist du nach Rom gekommen? Ich bin ein Trottel. Du hast ja genug Geld, das du aus dem Fenster werfen kannst.»

«Da täuschst du dich ...», stellte Pelletta mit einem gutmütigen Lächeln richtig. «Ich habe gerade genug: also wenig; aber ich brauche auch nur wenig. Nichts aus dem Fenster zu werfen. Dafür bin ich jetzt ganz mein eigener Herr. Beinahe hätten wir alles verloren. Wie durch ein Wunder hat das Elend uns dann noch einmal verschont. Aber dafür bin ich jetzt wie gesagt frei und mein ...»

«... eigener Herr. Ist schon gut. Aber wenn du nicht mehr reich bist, warum bist du dann nach Rom gekommen?»

«Das wirst du schon sehen!», seufzte Luca und verengte da-

bei abermals geheimnisvoll seine Augen zu Schlitzen. «Das ist meine Stadt. Ich habe immer von ihr geträumt.»

«Ich habe da so einen leisen Verdacht, mein lieber Pelletta», erwiderte Santi Currao. «Ich kann dich riechen: du stinkst. Sag die Wahrheit, bist du noch schlechter dran als ich?»

«Nein, warum?», sagte Luca reflexhaft, verbesserte sich aber sogleich: «Vielleicht nicht ...»

«Und wie viel hast du als *dein eigener Herr* zur Verfügung?»

«Eine bescheidene, aber gesicherte kleine Rente: fünf Lire am Tag. Das reicht mir.»

Santi Currao lachte höhnisch und schüttelte den Kopf.

«Hundertfünfzig Lire im Monat?! Was machst du denn damit?»

Als sie am Ende der Straße angekommen waren, drängte sich Currao in die kleine Eingangstür des Hauses, und bevor sie hinaufgingen, sagte er zu Luca:

«Sprich bitte leise.»

Ein heruntergekommenes, schmuddeliges, unaufgeräumtes Zimmer, in einer Ecke ein Bett, das seit weiß Gott wie vielen Tagen nicht mehr gemacht worden war; neben dem einzigen Fenster ein einfaches Tischchen ohne Tischdecke; an der Wand ein Kleiderhaken; geflochtene Stühle; ein Waschbecken.

Santi Currao machte die Lampe auf dem Tischchen an und forderte den Freund auf, sich zu setzen.

«Wenn du dich waschen willst, hier ist alles, was du brauchst.»

«Und ... einen Spiegel hast du nicht?», fragte Luca bedrückt und befangen angesichts von so viel Armut, während er seinen Blick über die staubigen Wände schweifen ließ.

«Ich zahle zwölf Lire im Monat, mein lieber Pelletta, und

genieße dennoch kein Ansehen. Ich gebe einige Stunden Musikunterricht und werde nicht bezahlt; das Ende des Monats kommt, und ich zahle nicht; und je öfter ich nicht zahle, desto weniger Ansehen genieße ich. Dort neben dem Handtuch hatte ich einen Spiegel, wenn mich nicht alles täuscht. Den haben sie mitgenommen.»

«Und was machst du, wenn du dich betrachten willst?», fragte Luca bestürzt.

«Daran denke ich gar nicht!»

«Das ist nicht gut, Santi! Denn das Äußere ...»

«Das wahre Äußere ist das Brot, mein lieber Pelletta!», verkündete Currao schroff.

«Einspruch, Einspruch ...», sagte Luca. «*Non solo pane vivit homo ...*»

«Und dennoch», schloss Santi, «braucht man zuallererst Brot. Spar dir deinen lateinischen Unsinn.»

Sie verharrten eine Zeitlang in betretenem Schweigen. Santi Currao saß neben dem Tischchen, er ließ den Kopf hängen und blickte starr zu Boden. Luca Pelletta hielt sich aufrecht und musterte ihn finster.

«Und ... deine Frau?»

Currao hob den Kopf und blickte seinem Freund eine Weile in die Augen. «Verschon mich mit meiner Frau!» Er entblößte theatralisch sein Haupt; dann schlug er sich mehrere Male auf die breite Stirn, die vom Licht erhellt wurde:

«Siehst du? Gehört!», rief er; und seine dicklichen, blassen Lippen, die sich zu einem furchtbaren Grinsen öffneten, entblößten engstehende Zähne, gelb von den langen Entbehrungen.

Luca Pelletta blickte ihn verdutzt an und versuchte, aus Curraos Miene herauszulesen, ob er lachen solle oder nicht.

«Gehört! Gehört!», wiederholte Santi und nickte dabei mehrmals bekräftigend mit dem Kopf. «Nicht ich habe sie weggejagt, weißt du? Sie ist von sich aus gegangen. So bin ich», fügte er hinzu und raufte sich mit beiden Händen den ungepflegten Bart, «aber meine Frau war eine schöne und äußerst ehrenwerte Dame! Die Armut, mein lieber Pelletta. Wenn die Armut nicht gewesen wäre, hätte sie es vielleicht nicht getan. Im Grunde war sie nicht böse. Und ich war ihr wahrhaft ein vorbildlicher Ehemann: ich brachte ihr all das bisschen, das ich verdiente ... nur die ein oder andere Lira legte ich für mich selbst zur Seite. Aber dennoch ist ein Mann, auch wenn er ein Schwein ist, gewiss doch tausendmal mehr wert als jede Frau. Findest du nicht, mein lieber Pelletta? Na ja, wer weiß, vielleicht auch nicht. Das lässt sich schwer sagen. Die Armut, verstehst du? Was macht das Eisen im Feuer? Es verbiegt sich. Und du als Ehemann kommst an den Punkt, dass du zu deiner Frau sagst: Du hast mich betrogen? Sie haben dir Brot besorgt? Ja? Dann hast du es richtig gemacht! Gib mir auch einen Bissen!»

Er erhob sich und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, den Kopf auf der Brust und die Hände hinterm Rücken.

«Und jetzt ... was macht sie jetzt?», fragte Luca vorsichtig.

Currao ging weiter umher, als habe er die Frage nicht gehört.

«Weißt du nicht, wo sie ist?»

Currao blieb vor der Lampe stehen:

«Sie geht auf den Strich!», sagte er. «Wir sollten nicht unnötig Petroleum verschwenden! Wasch dich, wenn es sein muss. Und dann lass uns gehen. Willst du nichts essen?»

«Nein ...», antwortete Luca. «Ich habe in Neapel sehr gut zu Mittag gegessen.»

«Das glaub ich dir nicht.»

«Ehrenwort. Sag mal, wie findest du mich so?»

«Bemitleidenswert, mein lieber Pelletta!»

«Nein, ich meine, sehe ich aus, als ob es mir schlecht ginge?»

«Nein: noch sieht man nichts», sagte Santi.

«Ja ja», bekräftigte Luca, «mir bekommt das wenige Essen wirklich ganz gut. Aber vielleicht bin ich heute Abend ein bisschen zu blass, findest du nicht?»

«Du bist blass, weil du arm bist!», gab Currao zurück. «Los, lass uns gehen! Du willst bestimmt das Kolosseum bei Mondschein sehen.»

Luca nahm den Vorschlag begeistert an, und so machten sie sich schweigend auf den Weg.

Vor der Türschwelle hielt Pelletta den Freund am Arm fest, klopfte ihm mit einer Hand auf die Schulter und sagte mit halb geschlossenen Augen:

«Santi, wir werden wieder auf die Beine kommen! Lass mich nur machen!»

«Sei still ...», knurrte Currao.

Und die beiden verloren sich im Dunkel.

MUSIK VON GESTERN

Fräulein Milla hantierte vor dem Spiegel hektisch mit unzähligen Wässerchen, Flacons, Pomaden, Brennscheren und war gerade dabei, ihrer Frisur den letzten Schliff zu geben, als es an der Tür läutete.

«Was für eine Hetze!»

Sie lief zur Zimmertür, die zur Eingangshalle führte. Gleich nachdem sie sie geschlossen hatte, öffnete sie sie wieder, streckte den Kopf hinaus und sagte leise zu dem Dienstmädchen, das auf das Klingeln hin herbeigeeilt war:

«Lass ihn eintreten, Tilde. Und sag ihm, er möge sich noch einen Augenblick gedulden.»

Sie stellte sich wieder vor den Spiegel und lächelte sich zu.

Es war ihr ein bisschen Blut in die Wangen geschossen; nichts im Vergleich zu den Hitzewallungen von früher; doch selbst dieses bisschen brachte wieder Leben in ihr ganzes verbrauchtes Puppengesicht mit den zu großen Augen und dem zu kleinen Näschen.

Und wirkte mit diesem belebten Gesicht jetzt nicht auch diese weiße Haarsträhne beinahe anmutig, die über ihrer Stirn, genau dort in der Mitte, abstand? Fräulein Milla hob die Hand, um sie mit dem Kamm zu glätten. Sie vollendete die Bewegung jedoch nicht.

Wer sprach da in der Eingangshalle?

Er war es mit Sicherheit nicht. Wenn er eintrat, erbebte der Fußboden.

Etwas später kam Tilde, mit dem Häubchen auf dem Kopf und der kleinen weißen Schürze über dem schwarzen Kleid, um ihr eine Visitenkarte zu überreichen. Fräulein Milla las darauf einen ihr unbekannt Namen: *Maestro Icilio Saporini*; sie blickte das Dienstmädchen mürrisch an.

«Und wer ist das?»

«Ein ganz kleines, sehr gepflegtes altes Männlein.»

«Ein altes Männlein? Und was will er?», fragte Fräulein Milla verstimmt. «Weißt du denn nicht, dass ich mit Herrn Begler verabredet bin? Ich dachte, er wäre es. Was machen wir denn jetzt?»

«Ich kann ihm sagen ...»

«Was willst du ihm denn jetzt noch sagen? Wer ist er? Was will er von mir?»

«Na ja!», sagte Tilde, wobei sie die Schultern hochzog. «Er spricht so merkwürdig ... mit einem Stimmchen wie eine Mücke ... Er hat mich gefragt, ob Frau Margherita hier sei.»

«Meine Mutter?», fuhr Fräulein Milla fragend auf.

«Also, ob sie noch am Leben sei», antwortete Tilde. «Ich habe ihm gesagt, dass ...»

Ein erneutes, lauterer Klingeln schnitt ihr das Wort ab.

«Das ist er!», entfuhr es Fräulein Milla; dann fügte sie etwas gefasster hinzu: «Herr Begler.»

Das Dienstmädchen schmunzelte in sich hinein. Fräulein Milla schloss die Tür wieder. Ein wenig später kam vom Klavier im Wohnzimmer ein donnernder Notenschwall: das sehnsüchtig erwartete Zeichen Isoldes im zweiten Akt des *Tristan*. Herr Begler rief sie jedes Mal auf diese Weise.

Sie stürmte los. Mein Gott ... nein, langsam, langsam! – Ach was, langsam! Herr Begler sprang vom Klavierhocker auf und

warf sich ihr mit erhobenen Armen entgegen, wuchtig, breitbeinig, den verbeulten, in den Nacken geschobenen Hut noch auf dem Kopf. Vor der kreisrunden Krempe zeichnete sich das knorrige, purpurrote dickliche Gesicht mit seinen rötlichen borstigen Haaren ab, in dem die Augen unverschämt grinsten.

«Und der Hut? Kein Hut? Sofort den Hut!»

Fräulein Milla hob entschuldigend die Hände und verwies lächelnd auf den anderen Gast, den Herr Begler im Halbschatten des Wohnzimmers, wo neben dem Klavier weitere Saiteninstrumente und etliche Notenständer herumstanden, noch gar nicht bemerkt hatte.

Der winzige Maestro Icilio Saporini war ganz in sich zusammengekauert und fuhr sich mit dem Handschuh, der beinahe wie seine echte Haut wirkte, über die schütterere Silbermähne.

«Maestro ... Maestro ...», sagte Fräulein Milla, die sich nicht mehr an den Namen ihres Gastes erinnern konnte.

«Saporini ... Icilio ...», kam ihr der Alte mit seiner Fistelstimme in zwei Anläufen zu Hilfe, wobei er sich mühsam verbeugte.

«Saporini, genau! Maestro Icilio Saporini», wiederholte Fräulein Milla. «Der Cellist Hans Begler. Machen Sie es sich bequem.»

Begler jammerte jedoch mit seinem deutschen Akzent:

«*Nein, nein!*», und er machte nur wenig Anstalten, den Hut abzunehmen. «*Nein, nein!* Danke, meine Gute! Ich mache nicht bequem; ich gehe, ich gehe! Ich will nicht Konzert verpassen wegen Besuch dieser Herr. Danke, meine Gute! Ich empfehle, ich empfehle, mein Herr.»

Er verneigte sich zweimal unbeholfen und stürmte fort, wie er gekommen war.

Fräulein Milla, die sein ungestümes Wesen kannte, versuchte nicht einmal ihn aufzuhalten; beschämt, verärgert, niedergeschlagen blickte sie den Alten an, der, nachdem er auf diese Weise erfahren hatte, dass sie mit jenem Herrn zu einem Konzertbesuch verabredet war, sich zu winden begann wie ein Welp und sie beschwor mitzugehen: um Himmels willen, er würde es sich sonst niemals verzeihen, in einem derartig ungünstigen Moment gekommen zu sein.

«Auf, auf, Ihren kleinen Hut, Ihren kleinen Hut. Mit einem Wagen holen wir den Herrn noch ein. Ich werde Sie bis zum Konzertsaal begleiten. Tun Sie mir diesen Gefallen, ich bitte Sie!»

«Aber zuerst wüsste ich gerne ...»

«Später, später ...»

«Sie haben nach meiner Mutter gefragt», sagte Fräulein Milla. «Aber Mutter ist nicht mehr hier!»

«Nun ja, das ... das dachte ich mir schon», stammelte der Alte. «Ich dürfte ja eigentlich auch nicht mehr hier sein ... Einundachtzig Jahre!»

«Einundachtzig?», rief Fräulein Milla. «Meine Mutter ist schon seit sechs Jahren tot.»

Und sie hob eine Hand, um ihm das Porträtfoto an der Wand zu zeigen:

«Das ist sie.»

Maestro Icilio Saporini hob die kleinen Augen, die beinahe zwischen den Lidern verschwanden, und betrachtete eine Weile dieses Porträt einer herausgeputzten alten Dame, das ihm offenbar nichts zu sagen schien: er schüttelte den Kopf, und mit einem gequälten Lächeln begann er zu stammeln:

«Nein ... ich kann mich ... ich kann mich ... Diese, nein ... ach! ... ich, wissen Sie? ich ... nein, nein!»

Während er so herumstammelte, weitete er mit zwei Fingern seinen Kragen, als schnürte sich ihm mit einem Mal die Kehle zu. Er schluckte kurz und fuhr fort:

«Sie, ja Sie ... wirklich, ja, Sie ... erinnern mich an sie, als sie noch lebte.»

«Ich? Wirklich?», fragte Fräulein Milla erstaunt. «Aber nicht doch! Ich ähnele meiner Mutter nun so gar nicht ... Wirklich!»

Der Alte bewegte seinen Zeigefinger verneinend hin und her.

«Das können Sie doch gar nicht wissen», wisperte er. «Sie sehen nur die Gesichtszüge ... Aber das Leuchten in den Augen? ... die Bewegungen? ... das Lächeln? ... die Stimme? ... Ich habe Ihre Mutter viel, viel früher kennengelernt als Sie, mein Fräulein, in einer ganz anderen Zeit! Und Sie können nicht ... können nicht verstehen, was ich fühle, wenn ...»

Er konnte nicht fortfahren; er zog ein Taschentuch heraus und führte es an seine Augen. Es war nur ein Augenblick. Er nahm sich sogleich wieder zusammen und drängte Fräulein Milla erneut dazu, ihren Hut aufzusetzen, um noch rechtzeitig zum Konzert zu gelangen. Im Wagen würde er ihr dann weitere Auskünfte über sich geben.

Welche Auskünfte? Fräulein Milla konnte an diesem Tag nur recht wenig davon verstehen; und sie gab ihrer Nervosität rechtzeitig zum Konzert zu kommen, der kaum hörbaren Stimme des Alten und dem Gepolter des Wagens die Schuld daran. Aber danach? Auch aus all den weiteren Anekdoten, die sie sich ausgeruht, in der Stille des Wohnzimmers gutmütig anhörte, gelang es ihr nicht, die Geschichte (die offenbar überaus abenteuerlich und voller seltsamer Begebenheiten war) dieses Alten zu einem klaren Bild zusammenzufügen. Dieser

schien, so oft er sich anschickte, von sich zu erzählen, nicht zu wissen, an welchem Punkt er wieder anknüpfen sollte, als fühlte er sich ganz weit entfernt, und um ausdrücken zu können, wer er war, musste er einen unendlichen Weg zurücklegen, über äußerst entlegene, verworrene Pfade voller Hindernisse und Mauern, durch eine zahllose Menschenmenge hindurch, die ihn nach hierhin und dorthin zog und ihm den weiteren Weg versperrte.

«Ja, aber dann ...», seufzte er, «dann war da ... sicher ... und als ich ... ja, weil dieser da, wie hieß er noch? ... dieser da ... nein, das war ja jemand anderes ... dieser andere, bevor der ...»

Er kam durcheinander, verlor sich in unzähligen winzigen Details, nannte unbekannte Namen, Orte, die verschwunden waren oder sich verändert hatten, Zeugnisse vergangener Dinge, welche er mit Ausrufen, Lächeln und Gesten begleitete, als könne er nach und nach sehen und berühren, wovon er sprach oder vielmehr wisperte.

Sicher war, dass er einundachtzig war; dass er mit etwas über zwanzig, also 1849 nach dem Fall der Republik, Rom und Italien verlassen hatte und dass er jetzt hierher zurückgekehrt war, nach etwa sechzig Jahren in Amerika, in New York.

Es lag ihm viel daran klarzustellen, dass er damals mehr als nur ein bisschen in die revolutionären Umtriebe verwickelt gewesen war ... Ja, genau, nach der berühmten Kehrtwende!

«Wessen Kehrtwende?»

«Wessen? Natürlich Pius' IX., du meine Güte!»

Fräulein Milla blickte ihn mit ihren aufgerissenen Puppenaugen an. Da ihr so viele Fakten und Personen genannt wurden, eine «berühmter» als die andere, war ihr bewusst geworden, wie bedauernswert ihre Unkenntnis der zeitgenössischen Ge-

schichte war. Und deshalb gelang es ihr wahrscheinlich auch nicht zu verstehen, wie und weshalb Maestro Icilio Saporini in die Revolution verwickelt gewesen war.

Es hatte etwas mit Musik zu tun, ohne Zweifel: mit irgendeiner patriotischen Hymne. Und ein gewisser Onkel Nando hatte auch damit zu tun. Bestimmt. Ein Onkel Nando, der 1846 nach Rom zurückgekehrt war, nach dem berühmten Edikt ...

Erneutes Augenaufreißen auf Seiten Fräulein Millas. Welches Edikt? Das Gnadenedikt natürlich, zum Donnerwetter! Das berühmte Gnadenedikt, mit welchem Pius IX. unter allgemeinem Freudentaumel seine Amtszeit eingeläutet hatte und allen Verurteilten und politisch Vertriebenen des Kirchenstaates eine Generalamnestie gewährt hatte.

«Auch Onkel Nando?»

«Auch Onkel Nando, sicher!»

Damals schienen sich die glühendsten Patrioten der Zeit im Haus jenes Onkels versammelt zu haben. Das Problem war, dass Maestro Icilio Saporini sie alle beim Namen nannte, diese glühenden Patrioten. Er sagte:

«Pietro ... ja, Pietro ... ein ausgezeichneter Arzt, ein ausgezeichneter Dichter ...»

Herauszufinden, wer dieser ausgezeichnete Arzt und ausgezeichnete Dichter Pietro war, kostete Fräulein Milla einige Mühe. Aber Pietro Sterbini natürlich, du meine Güte! Doktor Pietro Sterbini, der von der berühmten Verschwörung gegen Pellegrino Rossi!

«Also, ja ... *Pescetto* versetzte ihm den ersten Schlag, einen einfachen Schlag, dort, im Vorhof der Kanzlei, *Pescetto*, das heißt ... wie hieß er noch mit echtem Namen? Filippo ... nein, Pippo war ein anderer aus der Verschwörung ... Ach ja,

Pippo! ... Pippo Trentanove ... *Pescetto* hieß Antonio Ranucci. Ja, genau: Antonio, ein Schlag; und *Giggi*, Luigi Brunetti, der Sohn von Ciceruacchio, zuerst ein Faustschlag ins Gesicht und dann, da, ein Messerstich in die Kehle ... Aber wer hatte sie in Stellung gebracht, am Abend des 14., in der Osteria del Fornaio, in Ripetta? Er, Pietro Sterbini; während die Polizei den Coup von den lachenden Verschwörern bei der Salita di Marforio erwartete, von den Brüdern Facciotti, Gennaro Bomba, Salvati und Toncher, der Schmiere stand. Aber sie waren alle ... wissen Sie? wie lauter präparierte Feuerwerkskörper waren sie; und er, Pietro ... Pietro war der Funke, der sie alle entzündete.»

So erzählte Maestro Icilio Saporini mit seiner Fistelstimme. Und dieser Pietro tauchte in all seinen Geschichten auf. Fräulein Milla kam es schon so vor, als könnte sie ihm, Pietro, die Hand reichen und ihn bitten, hier im Wohnzimmer auf einem Sessel Platz zu nehmen.

Selbstverständlich war auch die einzige, nicht allzu klare Verwicklung Maestro Icilio Saporinis in die politischen Geschehnisse zwischen 1846 und 1849 Pietro geschuldet. Ja, denn Pietro hatte für den berühmten Jahrestag des 21. April 1846, den Stadtgeburtstag Roms, als man in den Titus-Thermen auf dem Esquilin ein großes Fest abhalten wollte, um den göttlichen Pius IX. zu verherrlichen, der damals als zweiter Gründer der Ewigen Stadt gepriesen wurde, da hatte Pietro, der ausgezeichnete Arzt, der ausgezeichnete Dichter, eine wunderschöne Hymne verfasst, kurz, mit zwei Strophen und einem Refrain:

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de